

Gebauer · Goppelsröder · Volbers (Hrsg.)
Wittgenstein – Philosophie als „Arbeit an Einem selbst“

Gunter Gebauer ·
Fabian Goppelsröder · Jörg Volbers (Hrsg.)

Wittgenstein – Philosophie als
„Arbeit an Einem selbst“

Umschlagabbildung:
© Oliver Brentzel, *dotcombinat*, Berlin

Inhaltsverzeichnis

VORWORT	7
EINLEITUNG	9

I. DER ANDERE WITTGENSTEIN

STANLEY CAVELL Das Wittgenstein'sche Ereignis	21
PIERRE HADOT Sprachspiele und Philosophie	39

II. ETHIK UND „ARBEIT AN EINEM SELBST“ – DER EINSATZ DER PHILOSOPHIE

JACQUES BOUVERESSE Gesundheit und Krankheit in Philosophie und Leben	55
SANDRA LAUGIER Ethik als Aufmerksamkeit auf das Besondere	83
FRÉDÉRIC GROS Bemerkungen zum Verhältnis Wittgenstein/Foucault	103
KLAUS PUHL Worüber man nicht sprechen kann, das muss man wiederholen	113
ANDREW NORRIS Das Politische als das Metaphysische und das Alltägliche	129

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestattet.

© 2009 Wilhelm Fink Verlag, München
(Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Printed in Germany.
Herstellung: Ferdinand Schönigh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-4764-7

EUGEN FISCHER

Therapie als philosophisches Projekt

Der späte Wittgenstein vertritt eine revolutionäre und bislang wenig verstandene Auffassung davon, wie und vor allem wozu Philosophie betrieben werden sollte. Ihre Methoden sollen nicht theoretisch sein: „Wir dürfen keinerlei Theorie aufstellen. Es darf nichts Hypothetisches an unseren Betrachtungen sein. Alle Erklärung muß fort und nur Beschreibung an ihre Stelle treten“ (PU 109).¹ Genauso wenig wie um Erklärungen sollen Philosophen sich um substantielle Einsichten bemühen und nach nicht-trivialen Wahrheiten suchen: Philosophie „stellt nur fest, was Jeder ihr zugibt“ (PU 599, vgl. PU 128). Genauer: „[B]ei der Erledigung einer philosophischen Schwierigkeit [handelt es sich] nicht um das Aussprechen neuer Wahrheiten über den Gegenstand der Untersuchung“ (BT 416). Diese Bemerkungen implizieren eindeutig die Zurückweisung der Zielvorstellungen, die Philosophen traditionell verfolgen, ganz besonders in den von Wittgenstein bearbeiteten Feldern (der Philosophie der Sprache, des Geistes, der Mathematik). Dies ist das methodologische Haupträtsel, in der Tat wohl das Haupträtsel schlechthin, von Wittgensteins Spätwerk: Was soll es erreichen? Welche Aufgaben stellt sich Wittgenstein?

Der späte Wittgenstein betrachtet seine philosophische Arbeit als eine Art von Therapie: „Der Philosoph behandelt eine Frage; wie eine Krankheit“ (PU 255); „der Philosoph ist der, der in sich viele Krankheiten des Verstandes heilen muß“ (CV 50). Die Hauptziele, die bei der therapeutischen Behandlung von „Krankheiten des Verstandes“ sowie bei psychotherapeutischer Behandlung allgemein verfolgt werden, sind die Beseitigung von Schmerz, Angst und Unruhe (die Lösung emotionaler Probleme) sowie die Beendigung dysfunktionalen Verhaltens bzw. Ermöglichung zweckmäßigen Handelns (die Lösung von Verhaltensproblemen). Und tatsächlich nennt Wittgenstein ein Ziel der ersten Art als das einzige (!) Ziel seiner philosophischen Arbeit: „Wie ich Philosophie betreibe, ist es ihre ganze (!) Aufgabe, den Ausdruck so zu gestalten, dass gewisse Beunruhigungen verschwinden“ (BT 421). Er bekräftigt dieses Ziel kurz vor Abschluss seiner Arbeit an den *Untersuchungen*: „Friede in den Gedanken. Das ist das ersehnte Ziel

¹ Verweise mit Abkürzungen auf Werke Wittgensteins: PU = *Philosophische Untersuchungen*. Kritisch-genetische Edition, hrsg. von Joachim Schulte. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001 (Spätfassung, mit Verweis auf Abschnitt und ggf. Absatz und Satz), BT = *The Big Typescript*. Wien: Springer 2000 (mit Verweis auf S. des Orig.), CV = *Culture and Value*. Oxford: Blackwell 1998 (rev. ed.) (mit Verweis auf S.), MS = Manuskript mit Nr. gemäß dem Standardkatalog in G. H. von Wright: „The Wittgenstein Papers“. In: ders.: *Wittgenstein*. Oxford: Blackwell 1982, S. 35-62.

dessen, der philosophiert“ (CV 50). Alleiniges Ziel von Wittgensteins philosophischer Arbeit ist es demnach erklärtermaßen, philosophische „Beunruhigung“ (BT 409, 415, 416, 421, 431) bzw. „Unruhe“ (BT 431) zu beseitigen und so eine bestimmte Art von Gemütsruhe zu erlangen. Dieser Aufsatz soll erklären, warum sich Wittgenstein dieses therapeutische Ziel setzt, zeigen, dass diese therapeutische Aufgabenstellung in Anbetracht der von ihm behandelten philosophischen Probleme angemessen ist, und so klar machen, wo und warum Therapie ein philosophisches Projekt sein kann.²

1. Rätsel und Ansatz

Wittgensteins Bemerkungen zu Zielen und Methoden seiner Philosophie wurden öfter zitiert als ernst genommen. Viele Leser, wenn nicht die meisten, fanden sie schlicht unglaublich und gingen ihrer unbeschadet davon aus, dass Wittgenstein sich um substantielle Einsichten in philosophisch problematische Sachverhalte bemüht haben *müsse*. Dementsprechend wurden einige Stellen seines Werkes oft als Ausdruck nicht-trivialer philosophischer Behauptungen gelesen, flugs als „Theorie“ bezeichnet (so etwa PU 43 als „Gebrauchstheorie der Bedeutung“) und zur Formulierung philosophischer Erklärungen herangezogen. Auch die ernsthaftesten Exegeten fühlten sich hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, substantielle Einsichten in Wittgensteins Werk auszumachen, und dem, ihm ein zutreffendes Selbstverständnis zuzubilligen – wobei der zweite Wunsch öfter das Nachsehen hatte.³ In Anbetracht dieser gängigen Einstellung möchte ich zunächst auf einige Anzeichen dafür hinweisen, dass Wittgensteins Bemerkungen durchaus ernst gemeint sein dürften.

Zunächst einmal enthalten Wittgensteins Texte auffallend wenig Sätze, die grammatikalisch geeignet sind, substantielle oder andere Behauptungen auszudrücken: Etwas weniger als die Hälfte der *Philosophischen Untersuchungen* etwa besteht aus Behauptungssätzen. Zweitens werden die meisten dieser Sätze verwendet, um konkrete Beispiele in die Diskussion einzuführen, zu sagen, „woran

2 Wittgensteins therapeutischer Ansatz steht im Mittelpunkt der gegenwärtigen „New Wittgenstein Debate“, deren Schwerpunkt sich derzeit von Wittgensteins Früh- zu seinem Spätwerk verschiebt; vgl. A. Crary/R. Read (Hrsg.): *The New Wittgenstein*. London: Routledge 2000 und E. Ammereller/E. Fischer (Hrsg.): *Wittgenstein at Work. Method in the 'Philosophical Investigations'*. London: Routledge 2004.

3 Diesen Konflikt beschreibt etwa A. Kenny: „Philosophy States Only What Everyone Admits“. In: E. Ammereller/E. Fischer (Hrsg.): *Wittgenstein at Work*, a.a.O. (Anm. 1), S. 173-182, hier S. 181f., als seinen eigenen. Er macht sich auch in den wichtigsten Kommentaren zu den *Philosophischen Untersuchungen* bemerkbar, etwa in G. Hallett: *A Companion to Wittgenstein's 'Philosophical Investigations'*. Ithaca: Cornell University Press 1977; G. Baker/P. Hacker: *Wittgenstein: Meaning and Understanding. An Analytical Commentary on Wittgenstein's 'Philosophical Investigations'*. Bd. 1. Oxford: Blackwell 1980; und (vielleicht in abgeschwächter Form) auch in E. von Savigny: *Wittgensteins 'Philosophische Untersuchungen'. Ein Kommentar für Leser*. Frankfurt am Main: Klostermann 1994 (2. Aufl.).

man denkt“, wenn man dies oder das über sie sagt, um Vergleiche zu ziehen, das Vorgehen zu erläutern, oder um recht triviale Beobachtungen zu machen, kurz: um etwas anderes zu machen, als substantielle Thesen aufzustellen oder nicht-triviale Behauptungen zu machen. So bleiben nur wenige Sätze auch bloß als Kandidaten für den Ausdruck solcher Thesen oder Behauptungen übrig.

Drittens aber wird einigen dieser vermeintlichen Kandidaten ausdrücklich ein anderer Zweck zugewiesen als der, eine substantielle These auszudrücken. Ein gutes Beispiel hierfür ist die oben bereits erwähnte Bemerkung: „Man kann für eine *große* Klasse von Fällen der Benützung des Wortes ‚Bedeutung‘ – wenn auch nicht für *alle* Fälle seiner Benützung – dieses Wort so erklären: Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“ (PU 43).

Der Vordersatz ist nicht nur bemerkenswert vorsichtig formuliert (man beachte Wittgensteins Kursivsetzungen), sondern macht vor allem auch klar, dass der Nachsatz nicht die philosophische Frage beantworten soll, was die Bedeutung eines Wortes ist oder „worin“ sie „besteht“. Statt diese Frage mit einer exemplarischen philosophischen These zu beantworten, soll der Satz eine Verwendung des Wortes „Bedeutung“ erklären: In vielen, wenngleich nicht allen, Fällen, in denen wir von der „Bedeutung“ eines Wortes reden, kann man das, was wir sagen, als Aussage über den Gebrauch des Wortes in der Sprache umformulieren. Die Behauptung, dass „die Bedeutung der Gebrauch ist, den wir vom Worte machen“, taucht schließlich nur als Vordersatz eines Konditionals auf (PU 138, wieder aufgenommen in PU 197), mit dem Wittgenstein einen Einwand formuliert, den er sodann kritisiert (in PU 139ff.). Wenn er die substantielle Behauptung hätte aufstellen wollen, die ihm so oft als „Gebrauchstheorie“ zugeschrieben wird, hätte er dies auf verwirrend indirekte Art getan. In der Tat: Sogar eine vermeintlich tautologische Antwort auf die Frage, was die Bedeutung eines Wortes ist, wird in den *Philosophischen Untersuchungen* bloß zitiert, statt behauptet, und vom Nachsatz als etwas ganz anderes erwiesen, nämlich als heuristische Maxime: „Die Bedeutung des Wortes ist das, was die Erklärung der Bedeutung erklärt.“ D.h.: willst du den Gebrauch des Worts ‚Bedeutung‘ verstehen, so sieh nach, was man ‚Erklärung der Bedeutung‘ nennt“ (PU 560).

Zumindest im Stadium der *Untersuchungen* schreckte Wittgenstein nicht nur vor substantiellen Antworten auf die philosophische Frage zurück, sondern vor allen Antworten, gemäß seiner allgemeinen Ansicht, dass der erste Fehler, dem man bei philosophischen Untersuchungen begegnet, immer die Frage selbst ist (MS 165: 55).

Ein vierter und letzter Punkt betrifft etliche der paar Sätze, die schließlich als echte Kandidaten für den Ausdruck substantieller philosophischer Behauptungen verbleiben: Sie sind in den ersten Entwürfen der sie umgebenden Passagen noch nicht enthalten. So enthielt weder die erste noch die zweite Maschinenschrift der *Untersuchungen* den Satz: „In dem Sinne, in welchem es für das Verstehen charakteristische Vorgänge (auch seelische Vorgänge) gibt, ist das Verstehen kein seelischer Vorgang“ (PU 154d). Wittgenstein fügte ihn erst später, handschriftlich, in das zweite Typoskript (TS 239) ein. Ähnlich steht es um seine bekannte-

ste „These“ zum Regelfolgen: „Darum ist ‚der Regel folgen‘ eine Praxis“ (PU 202). Die so genannte Zwischenfassung der *Untersuchungen* enthält zwar schon die vorigen und spätere Bemerkungen zum Regelfolgen (PU 198-200 und 204ff.). Die vermeintliche Hauptthese fügte Wittgenstein aber erst in der Spätfassung (TS 227) ein. Wir dürfen ruhig annehmen, dass er mit diesen Bemerkungen zum Verstehen und Regelfolgen wichtige Einsichten formulierte. Ihre späte Einfügung legt aber nahe, dass es ihm in den entsprechenden philosophischen Untersuchungen in erster Linie um etwas anderes ging als den Nachweis dieser „Thesen“, dass er einen anderen Zweck verfolgte, der sich prinzipiell auch ohne das Aufstellen substantieller Behauptungen verfolgen lässt und den Wittgenstein über weite Strecken in der Tat ohne es verfolgte.

Mit anderen Worten: Der Text gibt uns wohl keinen guten Grund für die Behauptung an die Hand, dass Wittgenstein seine eigenen philosophischen Ziele missversteht, sich zu anscheinend wilden therapeutischen Zielen bekennt, aber in Wirklichkeit beruhigend vertraute ‚kognitive‘ Ziele verfolgt. Der Mann tut, glaube ich, was er sagt. Mit seiner philosophischen Arbeit verfolgt er tatsächlich das therapeutische Ziel, das er *ausdrücklich* als ihr, sein, *alleiniges* Ziel bezeichnet – die Beseitigung einer spezifischen Art von Beunruhigung. Doch was sich nicht unter den Teppich kehren lässt, das sollten wir zu erklären versuchen. Mithin stehen wir dem Haupträtsel von Wittgensteins Spätwerk nun in Form der Fragen gegenüber: Warum stellt sich Wittgenstein ausdrücklich eine ausschließlich therapeutische Aufgabe? Und – allgemeiner und philosophisch interessanter – warum sollte eine solche Aufgabenstellung philosophisch sinnvoll sein?

Dies ist alles andere als offensichtlich. Kernaufgabe von Philosophen ist es schließlich, philosophische Probleme zu lösen, und Wittgenstein geht es bei der Zurückweisung traditioneller Zielvorstellungen ausdrücklich um die „Erledigung [...] philosophische[r] Schwierigkeit[en]“ (BT 416). Nun mag jemanden, der sich um die Erledigung eines intellektuellen Problems bemüht, dessen Lösung ihm derzeit noch entgeht, eine gewisse intellektuelle Unruhe umtreiben. Auch werden einige Philosophen einige ihrer Probleme – man denke etwa an skeptische oder andere philosophische Paradoxa – als durchaus beunruhigend empfinden. So ist leicht zu verstehen, dass die Beseitigung dieser Unruhe bzw. Beunruhigung ein Ziel sein kann, das philosophische Arbeit motiviert. Doch schwer verständlich ist und bleibt, warum es *erklärtermaßen* das *alleinige* Ziel von Wittgensteins philosophischer Arbeit sein sollte. Wenn ein sich tatsächlich stellendes Problem den Bearbeiter beunruhigt, kann er diese Beunruhigung schließlich nur dadurch redlich beseitigen, dass er das ihn beunruhigende Problem löst. Dann gibt es erstens für dessen Lösung in der Regel auch andere und wichtigere Motivationen als die, die eigene Unruhe zu beseitigen. (Typischerweise wird das Problem überhaupt nur als beunruhigend empfunden, wer solch andere Motivationen hat.) Und zweitens verschwindet die von einem Problem verursachte Unruhe ganz von alleine, sobald man des Rätsels Lösung oder Auflösung weiß, so dass die therapeutische Funktion der Problemlösung oder -auflösung nicht extra ausgewiesen werden muss.

Warum also sollte die *ausdrückliche* Annahme einer *ausschließlich* therapeutischen Aufgabenstellung sinnvoll sein?

Sie ist es offensichtlich nur dann, wenn die in Frage stehende intellektuelle Unruhe nicht von einem Problem verursacht wird, das sich tatsächlich stellt und eine Lösung erheischt, sondern von einem bloß eingebildeten Problem herrührt: vom ungerechtfertigten Eindruck, einem Problem gegenüber zu stehen, wo in Wirklichkeit keines ist. In diesem Fall ist das einzige nicht bloß eingebildete Problem, dessen Behandlung gerechtfertigt ist, das „emotionale Problem“, das darin besteht, dass wir ohne guten Grund beunruhigt sind. (Zum Vergleich: Wenn ein Kind Angst hat, dass nächtens Monster eindringen, besteht kein Sicherheitsproblem, das von Wachleuten zu meistern wäre, sondern nur die Aufgabe, das Kind von seiner Angst zu befreien.) Der Schlüssel zur Beantwortung unserer Frage liegt also offensichtlich in der Natur und Entstehung der von Wittgenstein behandelten philosophischen „Probleme“.

Dementsprechend werden wir zunächst Wittgensteins Konzeption von Entstehung und Natur dieser Probleme entwickeln: Er behandelt „Probleme, die durch ein Mißdeuten unserer Sprachformen entstehen“ (PU 111), durch Fehldeutungen, zu denen wir systematisch getrieben werden von „einem Trieb, [das Arbeiten unserer Sprache] mißzuverstehen“ (PU 109), Fehldeutungen, die ihrerseits zu „grammatischen Täuschungen“ führen (PU 110). Solche Täuschungen können uns dann Probleme vorspiegeln, wo keine sind (sozusagen „philosophische Monster“). Der Gehalt dieser und verwandter meta-philosophischer Bemerkungen wird erst klar, sobald diese Bemerkungen auf spezifische philosophische Probleme bezogen werden, die Wittgenstein behandelt. Ich möchte Wittgensteins Konzeption daher durch Bezug auf ein solches Problem entwickeln, nämlich das Problem plötzlichen Verstehens (PU 151-153), um das seine Untersuchung des Verstehens und Lesens kreist. Auf diese Weise werden wir den Begriff des „Triebes, das Arbeiten unserer Sprache mißzuverstehen“, explizieren (Abschnitt 2) und erklären, wie solche Triebe „grammatische Täuschungen“ erzeugen (Abschnitt 3), die wiederum „Probleme“ der Art aufwerfen, die Wittgenstein bewegen (Abschnitt 4). Schließlich werden wir sehen, dass die so entwickelte Konzeption von Entstehung und Natur philosophischer Probleme (einer bestimmten Art) die Annahme ausschließlich therapeutischer Ziele (in einem bestimmten Teil der Philosophie) rechtfertigt (Abschnitt 5) – und unter bestimmten Umständen (die im Falle Wittgensteins gegeben sind) sogar die ausdrückliche Annahme bloß eines, seines, therapeutischen Zieles (Abschnitt 6).

Durch diese Rechtfertigung unterscheidet sich Wittgensteins therapeutisches Vorhaben grundsätzlich von der Spielart antiker Skepsis, die als das wohl erste und bekannteste Modell „philosophischer Therapie“ bisweilen zu seiner Erhellung herangezogen wird: Die hier entwickelte Rechtfertigung ist grundsätzlich neu und verschieden von den Motivationen des pyrrhonischen Strebens nach Seelenfrieden. Insbesondere rechtfertigt sie nicht den Einsatz philosophischer Reflexion zur Erreichung therapeutischer Ziele, die sich unabhängig von der Behandlung philosophischer Probleme ergeben, wie des pyrrhonischen Zieles der

Ataraxie, sondern die Verfolgung therapeutischer Ziele bei der Behandlung genuin philosophischer Probleme; sie begründet nicht die Verwendung von Philosophie als einer Art von Psychotherapie, sondern das Betreiben von Philosophie als einer Art von Therapie *sui generis*, besser charakterisiert als therapeutische Philosophie denn als philosophische Therapie – und dabei doch „therapeutisch“ im wörtlichen Sinne des Wortes.

2. Kognitive Triebe

Einer der „Triebe, das Arbeiten unserer Sprache mißzuverstehen“, mit denen Wittgenstein ringt, ist der Trieb, bewusste oder innere Ereignisse anzunehmen, wo keine sind: „Wenn wir philosophieren, möchten wir Gefühle hypostasieren [d. h. hypothetisch annehmen], wo keine sind“ (PU 598). Wittgenstein stellt die frappierendste Eigenschaft solcher Triebe vermittelt eines Vergleichs heraus:

Wie dem Deutschen, der gut Englisch spricht, Germanismen unterlaufen, obgleich er nicht erst den deutschen Ausdruck bildet und ihn dann ins Englische übersetzt; wie er also Englisch spricht, als *übersetzte er*, „unbewußt“, aus dem Deutschen, so denken wir oft, als läge unserm Denken ein Denkschema zu Grunde; als übersetzen wir aus einer primitiveren Denkweise in die unsre (PU 597).

Dass wir denken, „als läge unserm Denken ein Denkschema zu Grunde“, heißt, dass wir eine bestimmte Denkgewohnheit haben: Wir machen systematisch nicht-triviale Gedankensprünge, in denen wir stillschweigend Annahmen voraussetzen, die stets dasselbe Schema instanziiieren (wie z. B. das nachstehende Schema I). Der Vergleich macht deutlich, dass diese Gedankensprünge ebenso wie die Angewohnheit, sie zu machen, autonom sind:

Gedankensprünge, die eine bestimmte Annahme voraussetzen, sind *autonom* genau dann, wenn der betreffende Denker sie unabhängig davon macht, ob er sich auf die Annahme stützen will oder nicht.

(Die Angewohnheit eines Denkers, Gedankensprünge mit einer bestimmten Voraussetzung zu machen, ist autonom genau dann, wenn diese Gedankensprünge es sind.)

Wir machen solche Gedankensprünge, ohne es zu beabsichtigen, ob wir sie machen wollen oder nicht, nämlich unabhängig davon, ob wir uns auf ihre stillschweigenden Voraussetzungen stützen wollen oder nicht. Typischerweise ist uns nicht bewusst, dass wir die fraglichen Annahmen voraussetzen. Es kann sich sogar um Annahmen handeln, die wir ausdrücklich zurückweisen. (Wenn wir einen solchen Gedankensprung machen, denken wir, als zögen wir „unbewusst“ einen Schluss aus einer Annahme, die unausgesprochen bleibt und sich vielleicht gegen unseren Willen einschleicht, so wie sich die deutsche Konstruktion einschleicht, obwohl der Sprecher weiß, dass sie im Englischen nicht richtig ist.)

Wie wir gleich sehen werden, sind die von Wittgenstein untersuchten Denkgewohnheiten zweitens – in einem subjekt-relativen Sinne – a-rational (wenn gleich nicht unbedingt irrational):

Gedankensprünge, die eine bestimmte Annahme voraussetzen, sind *a-rational* genau dann, wenn ihre Schlussfolgerungen dem Denker intuitiv einleuchten unabhängig davon, ob er zu dieser Schlussfolgerung (epistemisch) berechtigt ist.

(Die Angewohnheit eines Denkers, Gedankensprünge mit einer bestimmten Voraussetzung zu machen, ist a-rational genau dann, wenn diese Gedankensprünge es sind.)

Wenn wir eine solche Denkgewohnheit haben, springen wir von diversen mehr oder weniger unschuldigen Annahmen zu mehr oder weniger wilden Schlussfolgerungen, zu denen wir oft nicht berechtigt sind, oder denen wir nicht einmal einen hinreichend bestimmten Sinn verleihen können, die uns aber trotzdem intuitiv einleuchten – und die wir bisweilen so plausibel finden, dass wir sie ohne Weiteres ausdrücklich vertreten. Drittens schließlich sind solche Denkgewohnheiten *kontext-abhängig*: Uns unterlaufen einschlägige Gedankensprünge nicht stets und immer, sondern „oft“, insbesondere wenn wir in abstrakter Reflektion, von keinem praktischen Ziel geleitet, suggestiven Formulierungen oder Beispielen begegnen.

Diese drei Eigenschaften von bestimmten Denkgewohnheiten sind zwar nicht identisch mit den hervorstechenden Merkmalen von exemplarischen Trieben, diesen aber ähnlich: Auch der Geschlechtstrieb etwa ist kontext-abhängig, schlummert bislang für eine Weile, bis er sich in Reaktion auf bestimmte Reize plötzlich bemerkbar macht. Solche Triebe sind autonom in dem Sinne, dass sie sich bemerkbar machen und unser Verhalten beeinflussen unabhängig davon, ob wir dies nun wollen. Und sie sind a-rational in dem Sinne, dass wir den Drang zu einem bestimmten Verhalten verspüren und ihm bisweilen unabhängig davon nachgeben, ob dieses Verhalten nach unseren eigenen Maßstäben gerechtfertigt ist. In Anbetracht dieser Ähnlichkeiten, können wir durchaus passend definieren:

Eine Denkgewohnheit, die kontext-abhängig, autonom und a-rational ist, heiße *kognitiver Trieb*.

Betrachten wir nun Wittgensteins Untersuchung des Triebes, „Gefühle [zu] hypostasieren, wo keine sind“. Wir werden zunächst sehen, dass sie diese drei Eigenschaften herausstellt, und danach erkennen, warum dies ein Trieb ist, „das Arbeiten unserer Sprache mißzuverstehen“.

Der Trieb, bewusste oder innere Ereignisse anzunehmen, wo es keine gibt, manifestiert sich z. B. in Sprüngen zu ungerechtfertigten Schlussfolgerungen, die von Sätzen mit Ausdrücken wie „lesen“, „abschreiben“, „abzeichnen“, „nach Noten spielen“ ausgehen: von dem vermeintlichen Sammelsurium, das Wittgenstein unter dem Begriff des „Lesens“ zusammenfasst (PU 156a). Diese Tätigkeiten haben gemein, dass für ihre Ausübung ein bestimmtes Verhalten charakteristisch ist, das wir jedoch an den Tag legen können, ohne die betreffende Tätigkeit tatsächlich auszuüben. So kann ein Schüler mit dem Finger Zeile um Zeile nachfahren,

während er so tut, als läse er einen Text, den er in Wirklichkeit auswendig her-sagt. Tatsächliches und bloß scheinbares Lesen kann mit genau dem gleichen *äußeren* Verhalten in der betreffenden Situation einhergehen. In abstrakter Reflexion finden es deshalb viele intuitiv einleuchtend, darauf zu schließen, dass sich in den beiden Fällen verschiedene *innere* Vorgänge ereignen müssen (156g), und machen ohne Weiteres Gedankensprünge mit, die verschiedene Instanzen desselben Schemas voraussetzen:

Schema I: Genau dann, wenn jemand tatsächlich die Tätigkeit T ausübt, ereignet sich im Subjekt ein charakteristischer *innerer* Vorgang V (bewusst oder unbewusst), durch den sich die tatsächliche von der bloß scheinbaren Ausübung der Tätigkeit T unterscheidet.

Wittgenstein weist auf die Kontextabhängigkeit solcher Gedankensprünge hin: Wir machen sie, wenn wir mit einer abstrakten philosophischen Frage im Hinterkopf bestimmte Beispiele betrachten (156e). Nicht wenn wir einen geübten erwachsenen Leser betrachten, sondern wenn wir an einen Anfänger denken, der eine bewusste Anstrengung unternimmt und Wörter liest, „indem er sie mühsam durchbuchstabiert“ (156d), „werden wir geneigt sein“, von dieser unproblematischen Beschreibung zu dem Schluss zu springen, dass für das Lesen dieses Anfängers bestimmte bewusste geistige Vorgänge wesentlich sind. Wenn wir uns dann fragen, worin *Lesen* besteht, werden wir von dieser spezifischen zu der allgemeinen Schlussfolgerung springen, dass Lesen „eine besondere geistige Tätigkeit“ sei (156e) bzw. – semantisch statt metaphysisch formuliert – dass „das einzige wirkliche Kriterium dafür, dass Einer liest [...] der bewusste Akt des Lesens [ist]“ (159a1). Dies geschieht in abstrakter Reflexion; wenn wir hingegen konkrete Fälle betrachten, akzeptieren wir keinen bewussten Akt als hinreichende oder auch bloß notwendige Bedingung fürs Lesen (PU 159f.).

Zweitens macht sich die Neigung zu diesen Gedankensprüngen auch dann bemerkbar, wenn uns nichts zu der Schlussfolgerung berechtigt, zu der wir springen. Wie Wittgenstein in den folgenden Abschnitten zeigt, fehlt uns jegliche Berechtigung zu der gegenwärtigen Schlussfolgerung – sei es in ihrer metaphysischen, sei es in ihrer semantischen Form. Sobald wir dies bemerken, springen wir zu einer verwandten Konklusion: Angenommen, wir „müssen zugeben, dass – was das Aussprechen irgendeines der gedruckten Wörter betrifft – im Bewußtsein des Schülers, der ‚vorgibt‘ zu lesen, das Gleiche stattfinden kann wie im Bewußtsein des geübten Lesers, der es ‚liest‘“ (PU 156g1). Dann werden wir sofort folgern, dass ein unbewusster innerer Vorgang den relevanten Unterschied machen muss:

Wir möchten nun freilich sagen: Was im geübten Leser und was im Anfänger vor sich geht, wenn sie das Wort aussprechen, *kann* nicht das Gleiche sein. Und wenn kein Unterschied in dem wäre, was ihnen gerade bewußt ist, so in unbewußten Arbeiten ihres Geistes; oder auch im Gehirn (PU 156g3-4).

Wir möchten zu dieser Konklusion springen, obwohl wir von solchen unbewussten Vorgängen schlicht nichts wissen (158). Sobald wir dies bemerken, kehren

wir vielleicht zu der vorigen Schlussfolgerung zurück (159a1). Das heißt: In abstrakter Reflexion, fixiert auf bestimmte Beispiele, pendeln wir hin und her zwischen verschiedenen ungerechtfertigten Schlussfolgerungen, zu denen wir in Einklang mit Schema I springen. Die Neigung, solche Gedankensprünge zu machen, ist kontext-abhängig und a-rational. Im nächsten Abschnitt werden wir den Teil von Wittgensteins Untersuchung betrachten, der diese Neigung als obendrein autonom erweist. Wittgensteins Untersuchung zufolge ist diese Denkgewohnheit das, was wir einen „kognitiven Trieb“ nannten. Nennen wir ihn den „I-Trieb“.

In zweierlei Hinsicht ist dies ein „Trieb, mißzuverstehen“. Erstens werden wir sehen, dass Denker, die solche Gedankensprünge machen, deren Schlussfolgerungen oft in deren Prämissen hineinlesen und dabei im Extremfall die Prämisse als der Konklusion äquivalent behandeln. In diesem Falle missverstehen sie die Prämisse. Zweitens kann die Konklusion, zu der wir springen, eine falsche Behauptung über das „Arbeiten unserer Sprache“ ausdrücken oder implizieren, wie etwa die Konklusion, dass wir einen bewussten Akt als einzig wirkliches Kriterium fürs Lesen verwenden. In diesem Falle missverstehen wir das Arbeiten unserer Sprache. Wie wir sehen werden, untersucht Wittgenstein auch verschiedene andere Konklusionen, zu denen wir im Banne des I-Triebes springen. Ich nehme an, dass er dabei das untersucht, was er einen „Trieb, das Arbeiten unserer Sprache mißzuverstehen“ nannte, und schlage die folgende Definition vor:

Ein *Trieb, mißzuverstehen* ist ein kognitiver Trieb, zu Schlussfolgerungen zu springen, die falsche Behauptungen über das Arbeiten unserer Sprache (sprachliche Kriterien, Regeln etc.) beinhalten oder implizieren.

Die Annahmen, die bei solchen Gedankensprüngen stillschweigend vorausgesetzt werden, können selbst die Schlussfolgerungen anderer Sprünge sein, die Wittgenstein nicht systematisch untersucht. So können wir einfach daraus, dass die tatsächliche und die bloß scheinbare Ausübung der Tätigkeit T mit dem gleichen *äußeren* Verhalten einhergehen kann, darauf schließen, dass etwas, was sich dann *im Handelnden* ereignet, ein *innerer* Vorgang, den relevanten Unterschied zwischen den beiden machen muss. Solche Gedankensprünge setzen verschiedene Instanzen eines anderen Schemas voraus:

Schema G: Die tatsächliche muss sich von der bloß scheinbaren Ausübung der Tätigkeit T durch etwas unterscheiden, was in der *gegenwärtigen* oder *gegebenen* Situation (der Ausübung) geschieht

– falls nicht Äußeres, dann ein innerer Vorgang. Unsere tatsächliche sprachliche Praxis ist nicht im Einklang mit diesen Voraussetzungen: Wo es sich bei der Ausübung von T um die Ausübung einer allgemeinen Fertigkeit handelt, können wir diesen Unterschied auch durch Bezug auf Verhalten in *anderen*, tatsächlichen oder möglichen, Situationen machen. So schauen wir z. B., ob der Schüler, der vielleicht bloß vorgibt zu lesen, imstande ist, andere Texte vergleichbaren Schwierigkeitsgrades zu lesen, oder ob er den vorgegebenen Text auch hersagen kann, ohne ihn zu betrachten. So ist der „G-Trieb“, Gedankensprünge unter Vorausset-

zung von Instanzen des Schemas G zu machen, in einem anderen Sinne als der I-Trieb ein „Trieb, das Arbeiten unserer Sprache mißzuverstehen“: Hier sind bereits die Voraussetzungen der Gedankensprünge und nicht erst ihre Schlussfolgerungen falsche Annahmen „über das Arbeiten unserer Sprache“.

An anderer Stelle versuche ich nicht nur zu erklären, was solche Triebe sind, sondern auch, wie sie entstehen, und führe die fundamentalsten Triebe auf das zurück, was Wittgenstein „philosophische Bilder“ nannte: in die Sprache aufgenommene Gleichnisse, die wir wider besseres Wissen zu wörtlich nehmen, ohne uns dessen bewusst zu werden.⁴ Für unseren gegenwärtigen Zweck, um zu erklären, warum es für Wittgenstein sinnvoll war, sich einzig ein therapeutisches Ziel zu setzen, brauchen wir uns jedoch nicht auf dieses weite Feld zu begeben. Für diesen Zweck unmittelbar relevant sind allein die Tatsachen, *dass* wir in philosophischer Reflexion oft von solchen kognitiven Trieben angetrieben werden, und *dass* uns dies dazu bringt, uns Probleme einzubilden, wo keine sind. Betrachten wir nun, wie Wittgenstein im gegebenen Fall diese beiden Tatsachen feststellt: Der I-Trieb lässt uns unser Innenleben mit eingebildeten Vorgängen und Empfindungen bevölkern (Abschnitt 3). Und der Widerspruch zwischen solchen Einbildungen und der Wirklichkeit, oder untereinander, kann den ungerechtfertigten Eindruck eines Problems hervorrufen (Abschnitt 4).

3. Eingebildete Empfindungen

In seiner Untersuchung des Lesens (PU 156-178) betrachtet Wittgenstein, wie dieser weit verbreitete kognitive Trieb einen Philosophen dazu bringt, sich Empfindungen einzubilden, wo keine sind. Der Philosoph, den er untersucht, ist niemand anders als er selbst. Er ist sein eigenes Versuchskaninchen und geht hier aus der Perspektive der ersten Person vor, zu der er sich ausdrücklich bekennt: „Ich schreibe beinahe immer Selbstgespräche mit mir selbst. Sachen, die ich mir unter vier Augen sage“ (CV 88). Die sonst pleonastische Formulierung „Selbstgespräche mit mir selbst“ stellt klar, dass seine *Untersuchungen* nicht nur die Form eines philosophischen Selbstgesprächs haben (mit einem vielleicht fiktiven Protagonisten), sondern festhalten, was Wittgenstein mit sich selbst verhandelt, wie er an sich selber arbeitet (vgl. CV 24), im Einklang mit der selbst gestellten Aufgabe: „Der Philosoph ist der, der in sich [!] viele Krankheiten des Verstandes heilen muß, ehe er zu den Notionen des gesunden Menschenverstandes kommen kann“ (CV 50).

Die „Krankheiten des Verstandes“, die Wittgenstein in sich selbst findet und zu „heilen“ sucht, sind kognitive Triebe wie der I-Trieb, die uns systematisch von trivialen Beobachtungen und „Notionen des gesunden Menschenverstandes“ zu

⁴ E. Fischer: *Philosophical Delusion and its Therapy. Outline of a Philosophical Revolution*. London: Routledge 2010, Kap. 1.

unberechtigten Schlussfolgerungen springen lassen, die wir dann intuitiv bezwingend finden. Nur wenn er diese in sich heilt, kann Wittgenstein zu den Notionen des gesunden Menschenverstandes zurückkehren und bei ihnen verbleiben, sie nämlich akzeptieren, ohne diese unproblematischen Prämissen als Evidenz für die oder gar als Ausdruck von den wilden Schlussfolgerungen anzusehen, zu denen er von ihnen springt, solange er den kognitiven Trieb hat. Dementsprechend verwendet (statt erwähnt) Wittgenstein die Worte „Ich möchte sagen“ (PU 169c2, 173b11, 176a4, 177a1), um verschiedene Ideen vorzustellen, zu denen der I-Trieb einen springen lässt: *Er* „möchte sagen“ – und zwar in dem gleich zu erläuternden vorsichtigen Sinne –, dass wir beim Lesen oder Abschreiben ein charakteristisches Erlebnis haben, das den relevanten Unterschied zwischen bloß scheinbarem und tatsächlichem Ausüben dieser Tätigkeiten macht – und drückt diese Idee mit eigenwilligen Formulierungen aus, die keinem anderen glaubhaft in den Mund gelegt werden können, wie etwa: „Ich möchte sagen: ‚Ich erlebe das Weil.‘“ (177a1).

Wittgensteins Einstellung zu diesen Ideen unterscheidet sich jedoch radikal von der anderer Philosophen, die den gleichen kognitiven Trieb haben: Er ist sich dieses Triebes bewusst und hütet sich daher davor, die Ideen, die ihm intuitiv einleuchten, auch sofort zu vertreten. Er „möchte“ diese Dinge nur in dem – ganz wörtlichen – Sinne sagen und glauben, dass sie ihm einleuchten und er daher den Wunsch bzw. die Versuchung verspürt, sie zu vertreten – ohne freilich diesem Wunsch bzw. dieser Versuchung nachzugeben. Er betrachtet diese Versuchung nämlich als genau dies und nicht mehr: als „Versuchung, eine bestimmte Ausdrucksweise zu gebrauchen“ (254a3), in der Tat als Versuchung, „Unsinn“ zu reden (in dem umgangssprachlichen Sinne des Wortes, der auf bedeutungslose Äußerungen ebenso zutrifft wie auf absurde). Trotzdem gibt er auf sie Acht, gemäß seiner (Selbst-) Aufforderung: „Scheue Dich *ja* nicht davor, Unsinn zu reden! Nur musst Du auf Deinen Unsinn lauschen“ (CV 64). Wittgenstein „lauscht“ auf die unsinnigen Ideen, die eine Versuchung für ihn darstellen, um sich über die kognitiven Triebe Klarheit zu verschaffen, die ihn bisweilen zu absurden Konklusionen springen lassen, die er weniger schnell durchschaut (wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden).

In seiner Untersuchung des „Lesens“ macht sich Wittgenstein vermittels einiger „Versuch[e]“ (169c7) bewusst, dass er (1.) eine kontext-abhängige Neigung hat, bestimmte Ideen (zum Lesen, Abschreiben etc.) plausibel zu finden bzw. bestimmte Sachen zu sagen, die (2.) vollkommen ungerechtfertigt sind. Er geht auf eine Tätigkeit nach der anderen ein: Lesen (169), Abschreiben (173), Abzeichnen (175). In jedem Fall führt er die Tätigkeit zuerst selbst aus, mit der Frage im Hinterkopf, was dabei „geschieht“ (170b1). Dann (1.) lässt er sich sagen, was er zu dieser Frage spontan zu sagen geneigt ist, und achtet darauf, was er dabei über wirklich oder vermeintlich geschehende Erlebnisse zu sagen geneigt ist. So gelingt es ihm, seine eigene „Versuchung [...] psychologisch genau darzustellen“ (254a3). Darauf (2.) prüft er nach, was für eine Berechtigung er hat, die Dinge zu sagen, die zu sagen er geneigt ist: Er fragt sich, was genau er denn tatsächlich erinnert

(175b5), und stellt so fest, dass es sich um „Fiktion[en]“ (166a2) bzw. „Einbildungen“ (vgl. 170c1) handelt, hervorgerufen durch ungerechtfertigte Gedankensprünge.

Zu diesem Zweck macht er z. B. „einen beliebigen Fahrer auf dem Papier“ und zeichnet ihn ab (175a1-2). Er ist spontan geneigt zu sagen, dass er eine Art von Einfluss der Vorlage auf seine Bewegungen verspürt oder erlebt hat: „Ich habe, wenn ich nachträglich an das Erlebnis denke, das Gefühl, daß das Wesentliche an ihm ein ‚Erlebnis eines Einflusses‘, einer Verbindung, ist – im Gegensatz zu irgendeiner bloßen Gleichzeitigkeit von Phänomenen“ (176a1).

Aber dieser Eindruck ist vollkommen ungerechtfertigt: „Ich kann, sozusagen, nicht glauben, daß ich bloß hingeschaut, dieses Gesicht gemacht, den Strich gezogen habe. – Aber *erinnere* ich mich denn an etwas anderes? Nein“ (175b4-5, vgl. 176a2).

Wittgenstein bemerkt, dass bestimmte Formulierungen den Gedankensprung auslösen: „Und doch kommt es mir vor, als müsse etwas anderes da gewesen sein; und zwar dann, wenn ich mir das Wort ‚führen‘, ‚Einfluß‘ und derlei vorsage. ‚Denn ich bin doch geführt worden‘, sage ich mir. Dann erst tritt die Idee jenes ätherischen, ungreifbaren Einflusses auf“ (PU 175b6-8).

Dies ist ein Gedankensprung, der die Instanziierung eines Teiles von Schema I voraussetzt:

- (1) Ich habe die Vorlage tatsächlich abgezeichnet, mich von ihr führen lassen.
- (I.) Wenn jemand eine Vorlage tatsächlich abzeichnet, hat er das Erlebnis eines Einflusses, des Geführtwerdens, das den relevanten Unterschied zwischen tatsächlichem Abzeichnen und bloß zufälliger Reproduktion der Vorlage macht. Ergo:
 - (i) Ich hatte ein „Erlebnis eines Einflusses“ (176a1), ein „Erlebnis des Geführtwerdens“ (vgl. 172a1).

Wittgenstein ist geneigt, zu dieser Konklusion zu springen, obwohl er (I.) reflektiert ablehnt: Der Unterschied zwischen tatsächlichem Abzeichnen und bloß zufälliger Reproduktion wird nicht von einem Erlebnis oder einer Empfindung gemacht, sondern von der Tatsache, dass er die zweite Linie nicht beliebig, sondern genau parallel zur ersten zog, und auf diese Vorlage verwiesen hätte, um zu erklären, warum er die zweite Linie so und nicht anders zog (177a3; vgl. 169b5-6). Das heißt: Wie alle Gedankensprünge, die Wittgenstein in dieser Untersuchung betrachtet, ist dieser Sprung autonom.

Diese Gedankensprünge lassen ihn ein Erlebnis „hypostasieren“, wo keines ist (vgl. 598) – so wie der Sprung von (1) zu (i) – oder ein tatsächliches Erlebnis (wie den in 169c6 akkurat beschriebenen Erlebnisunterschied) vollkommen falsch beschreiben (wie er in 169c2 berichtet und in 170c näher ausgeführt). Wittgenstein entlockt sich viele dieser Gedankensprünge in Versuchen, in denen er, wie beim eben beschriebenen „Kopierversuch“ (von 175), zugleich die Rolle des Versuchskaninchens und des Beobachters spielt (165, 166, 169, 173). Vermittels dieser

Versuche wird sich Wittgenstein eines Triebes in sich selbst gewahr, systematisch Gedankensprünge zu machen, deren stillschweigende Voraussetzungen er ausdrücklich ablehnt und die ihn dazu bringen, Erlebnisse falsch zu beschreiben oder sich bestimmte Empfindungen vollständig einzubilden.

4. Scheinprobleme

Im zweiten Falle ergibt sich ein besonders scharfer Konflikt zwischen Einbildung und Wirklichkeit und erzeugt den Eindruck eines Problems, zumindest in der Form ungerechtfertigter philosophischer Verwunderung. So ist Wittgenstein zunächst verwirrt von seinem „Kopierversuch“: Er ist zu sagen geneigt, dass er ein „Erlebnis eines Einflusses“ hatte. „Zugleich aber möchte ich kein erlebtes Phänomen [an das ich mich tatsächlich erinnern kann] ‚Erlebnis des Einflusses‘ nennen“ (176a2). Seine Neigung führt ihn so zu der verwirrenden Idee eines Einflusses, der einerseits real wirksam und andererseits „ätherisch, ungreifbar“ ist (175b8).

Ein Philosoph, der nicht bloß geneigt ist zu sagen, sondern tatsächlich annimmt, dass ein charakteristischer geistiger Vorgang für die Ausübung einer bestimmten Tätigkeit wesentlich ist, sich zugleich aber bei ihrer Ausübung keines einschlägigen Vorgangs bewusst werden kann, wird das Gefühl haben, dass zwischen seinen philosophischen Annahmen und Tatsachen, die er anerkennt, eine „Spannung“ besteht. Philosophen sprechen typischerweise von einer „Spannung“ zwischen verschiedenen Annahmen, wenn sie den Eindruck haben, dass aus diesen Annahmen ein Widerspruch oder eine absurde Konklusion folgt. Wenn wir dann sämtliche Annahmen aufrechterhalten wollen, bringt uns dieser Eindruck zur Formulierung einer charakteristischen Art von philosophischem Problem: Das Problem besteht darin, dem ersten Eindruck zum Trotz zu zeigen, dass diese Annahmen konsistent sind und nicht die problematischen Implikationen haben, die zunächst aus ihnen zu folgen schienen. Kurz und knapp: Wir formulieren so ein *Vereinbarungsproblem*: das Problem, wie verschiedene Annahmen in Anbetracht einer scheinbar zwischen ihnen bestehenden Spannung miteinander vereinbart werden können.

Wittgenstein entwickelt ein Problem dieser Art, unmittelbar bevor er die Untersuchung des *Lesens* beginnt (in PU 151-153). Das Problem betrifft das plötzliche Verstehen einer Zahlenreihe. Dies ist natürlich keine Tätigkeit. Das plötzliche Verstehen solcher Reihen ist den oben besprochenen Tätigkeiten jedoch darin ähnlich, dass es charakteristischerweise mit einem bestimmten Verhalten einhergeht, das wir an den Tag legen können, ohne die Zahlenreihe tatsächlich zu verstehen. So kann jemand die Reihe durch glückliches Raten richtig fortsetzen oder eine relevante Formel angeben und dabei weder die Formel noch das System der von ihr spezifizierten Zahlenreihe verstehen. Auch hier können wir daher Gedankensprünge im Einklang mit dem I-Schema machen. Die Versuchung, solche Sprünge zu machen, ist besonders groß im Falle *plötzlichen* Verstehens, angezeigt durch den Ausruf „Jetzt versteh ich’s!“ (vgl. 151a2). Denn in solchen Fällen des

Verstehens von Zahlenreihen, im Gegensatz zu anderen, sind wir uns tatsächlich typischerweise eines geistigen Vorgangs bewusst: Wir denken an potentiell einschlägige Formeln, probieren sie kopfrechnend aus etc. Dann liegt es nahe, darauf zu schließen, dass diese Vorgänge den relevanten Unterschied zwischen tatsächlichem und bloß scheinbarem Verstehen machen müssen. Dementsprechend kann man zu Sprüngen zu dieser Schlussfolgerung auch dann noch geneigt sein, wenn man eingesehen hat, dass Zuschreibungen von Verstehen (einer Zahlenreihe) auf nicht mehr und nicht weniger hinauslaufen als die Zuschreibung von Fähigkeiten (die Reihe fortzusetzen etc.) – die Einsicht, zu der Wittgenstein in den unmittelbar vorangehenden Abschnitten (PU 146-150) gekommen ist.

Er wirft das Problem als Ergebnis von drei Gedankensprüngen auf. Sie unterscheiden sich von denen, die er mittels der nachfolgenden „Versuche“ provoziert und untersucht, dadurch, dass er ihre Schlussfolgerungen zunächst intuitiv bezwingend findet *und* mitmacht. Obwohl er Verstehen ausdrücklich mit einer Fähigkeit gleichsetzt (151b4) und davon spricht, dass diese Fähigkeit „in einem Augenblick eintritt“, interpretiert er im nächsten Atemzug die Folgefrage im Einklang mit Schema I: „Was ist es, was hier eintritt?“ (151b5) Statt sie mit einer detaillierten oder sonstig informativen Beschreibung der Fähigkeit zu beantworten, die ihm zufolge hier „eintritt“, interpretiert Wittgenstein die Frage spontan oder gedankenlos als Frage nach einem Vorgang: „Was geschah da?“ (151b7) und beantwortet sie sofort durch Aufzählung der geistigen Vorgänge, derer wir uns typischerweise bewusst sind, wenn wir plötzlich eine Zahlenreihe verstehen: an verschiedene Formeln denken etc. (151b8ff.). Indem er von der ersten zur zweiten Formulierung seiner Frage springt, setzt Wittgenstein voraus, dass das Verstehen, das hier eintritt, ein geistiger Vorgang ist. Dies ist eine Instanz des Schemas I:

- (I₂) Genau dann, wenn jemand tatsächlich (eine Zahlenreihe) versteht, ereignet sich ein geistiger Vorgang, der für echtes (statt bloß scheinbares) Verstehen konstitutiv ist: Es ist undenkbar, dass das Subjekt (die Reihe) nicht versteht, wenn er sich ereignet.

Die nächsten beiden Gedankensprünge setzen genau diese Annahme voraus. Wittgenstein beobachtet:

- (2) „Es ist sehr wohl denkbar, daß ihm [dem Subjekt] die Formel einfällt [oder sich ein anderer der vorher aufgezählten geistigen Vorgänge ereignet] und er doch nicht versteht“ (151b2-4).

Wittgenstein springt sofort zu dem Schluss:

- (ii) Der seelische Vorgang des Verstehens scheint hinter jenen größeren und daher in die Augen fallenden Begleiterscheinungen [d. h. den vorher aufgezählten Vorgängen] versteckt zu sein (153a1).

Wittgenstein versucht, diesen Vorgang zu „erfassen“, „aber das gelingt nicht“ (151a1-2). Dieser Vorgang ist so „ätherisch, ungreifbar“ wie das „Erlebnis des Einflusses“ beim Abzeichnen. Die Schlussfolgerung, dass dieser Vorgang „versteckt“ ist, scheint einer elementaren Beobachtung zu widersprechen:

- (3) Ich sagte, „Jetzt verstehe ich“, weil ich verstand (153a5):

Diese Beobachtung interpretiert Wittgenstein hier nämlich offensichtlich als äquivalent zu:

- (iii) Ich sagte, „Jetzt verstehe ich“, weil ich mir des geistigen Vorgangs des Verstehens bewusst wurde.

Womit wir einem verwirrenden Problem gegenüberzustehen scheinen: „Ich bin in einem Wirrwarr“ (154a7). Es handelt sich um eine Vereinbarungsproblem: das Problem, die Konklusion (2) mit dieser Beobachtung zu vereinbaren.

Im scharfen Gegensatz zu (ii) und (iii) stehen die Annahmen (2) und (3) nicht einmal scheinbar miteinander im Widerspruch, wenn sie im Einklang mit unserer üblichen Praxis der Verstehenszuschreibung interpretiert werden: Wir verwenden die Worte „Jetzt verstehe ich“ nicht dazu, einen geistigen Zustand zu vermelden, sondern als Signal, dass wir die Reihe jetzt fortsetzen können; und ob wir das Signal richtig angewendet haben, beurteilen andere ggf. danach, wie wir die Reihe dann weiter fortsetzen und diese Fortsetzung erklären und rechtfertigen (PU 180). So kann ich sagen „Ich sagte, ‚Jetzt verstehe ich‘, weil ich verstand (und nicht bloß, um Dir zu imponieren)“, wenn ich behaupten möchte, dass ich das Signal aufrichtig verwendete, in der Zuversicht, die Reihe richtig fortsetzen und die Fortsetzung erklären und rechtfertigen zu können (statt auf Glück beim Raten zu hoffen). In den Situationen, in denen wir das Signal richtig verwenden, werden wir oft an eine solche Erklärung, häufig eine Formel, denken. Doch ob unsere Äußerung richtig war, hängt nicht davon ab, ob sich ein solcher geistiger Vorgang ereignet. Wir können zu Recht „Jetzt versteh ich’s!“ sagen, selbst wenn in unserem Geiste gar nichts vorfällt (179c). *A fortiori* können wir dies sagen, wenn sich kein geistiger Vorgang ereignet, der Nicht-Verstehen undenkbar macht. So können wir dies zu Recht sagen, wenn uns eine Formel einfällt, die *uns* in den Stand versetzt, die Reihe richtig fortzusetzen, aber niemandem hülfe, der nicht Algebra gelernt hat und mit solchen Formeln nicht vertraut ist (179b). Richtig verstanden, besteht nicht einmal ein scheinbarer Widerspruch zwischen (3) und (2) – oder (ii).

So hat Wittgenstein (vorübergehend) das Gefühl, dass zwischen den beiden anzuerkennenden Annahmen eine Spannung besteht, nur weil er zwei Züge macht (die er stracks korrigieren wird): weil er explizit von (2) auf (ii) schließt und zugleich implizit (3) mit (iii) gleichsetzt. Er ist (wie ihm schnell klar wird) weder zum einen noch zum anderen dieser beiden Züge berechtigt: Er ist sich keines Vorgangs der Art bewusst, der laut (ii) versteckt ist und (iii) zufolge berichtet wird, und hat keinerlei Gründe für die Voraussetzung (I₂), die seine unbeabsichtigten Gedankensprünge zu einem soliden Argument machen würden. Ganz im Gegenteil: Wittgenstein weist (I₂) zurück, indem er das fragliche Verstehen mit einer Fähigkeit gleichsetzt. So ist er weder zu seiner Annahme (ii) berechtigt, noch zur Annahme eines Widerspruchs zwischen ihr und seiner anderen expliziten Annahme (3). Dies illustriert auf einen Schlag, wie ein Vereinbarungs-

problem in zweierlei Hinsicht *schlecht motiviert* sein kann: Wenn wir das Problem aufwerfen, wie zwei Annahmen in Anbetracht einer Spannung zwischen ihnen miteinander vereinbart werden können, kann uns entweder die Berechtigung fehlen, die eine oder andere der beiden Annahmen zu treffen, oder das Recht, eine Spannung zwischen ihnen zu unterstellen – oder (wie Wittgenstein) beides.

Solchermaßen schlecht motivierte Vereinbarungsprobleme sind „Scheinprobleme“, in einem geläufigen, aber philosophisch oft vernachlässigten Sinne des Wortes: In der Wissenschaft wie im täglichen Leben tun wir Probleme oft als *Scheinprobleme* ab, wenn wir ihre Bearbeitung als vollkommen witzlos betrachten. Philosophen, die diesen Begriff weiter entwickelten, konzentrierten sich in der Regel auf bloß einen relevanten Defekt: auf die Bedeutungs- bzw. Sinnlosigkeit der Sätze, die das „Problem“ zu formulieren vorgeben. Aber nicht nur die Ermangelung sprachlicher Bedeutung, auch das Fehlen epistemischer Berechtigung kann Versuche, ein bestimmtes „Problem“ zu lösen, jeglichen Witzes berauben. Das Ringen mit einem Vereinbarungsproblem ist nicht nur dann vollkommen witzlos, wenn wir den Sätzen, die es formulieren, keine Bedeutung verleihen können, sondern auch dann, wenn uns jegliches Recht fehlt, die zu vereinbarenden Annahmen zu treffen oder zu glauben, dass eine Spannung zwischen ihnen besteht. Das Konzept epistemischer Berechtigung ist natürlich subjekt-relativ: Ein Denker mag zu Annahmen berechtigt sein, zu denen ein anderer kein Recht hat, und so ein schlecht motiviertes in ein legitimes Vereinbarungsproblem verwandeln. Doch hieraus ergibt sich kein fundamentaler Unterschied zwischen Mangel an epistemischer Berechtigung und Mangel an sprachlicher Bedeutung: Auch diesem kann abgeholfen werden, nämlich durch innovative Bedeutungserklärungen (die sehr wohl gut motiviert sein können); auch die Grenzen des Sinns lassen sich verschieben. Ich schlage daher vor, dass wir den philosophisch gebräuchlichen Begriff etwas ausdehnen und schlecht motivierte Vereinbarungsprobleme als eine Art von „Scheinproblemen“ betrachten.

Das eben entwickelte Problem illustriert diese Ausdehnung (und zeigt, dass Wittgenstein nicht nur „Scheinprobleme“ im traditionellen Sinne behandelte). Die sich widersprechenden Annahmen (ii) und (iii) postulieren geistige Vorgänge, die sich genau dann ereignen, wenn ein Subjekt eine Zahlenreihe versteht: (iii) behauptet, dass das Subjekt diesen Vorgang identifizieren kann, und (ii) verneint dies. Das Postulat solcher Vorgänge hat eine hinreichend klare Bedeutung, um empirischer Widerlegung fähig zu sein, und so behandelt Wittgenstein es auch: Er betrachtet (in PU 151), welcher Vorgänge wir uns beim plötzlichen Verstehen einer Zahlenreihe bewusst werden können, und ob es denkbar ist, dass ein Subjekt eine solche Reihe nicht versteht, wenn sich einer dieser Vorgänge ereignet. Das „Problem“ ergibt sich aus Wittgensteins (vorübergehender) Weigerung, das Ergebnis dieser Betrachtung, dass es – (2) – keinen solchen Vorgang gibt, anzuerkennen und seiner Insistenz darauf, dass es – (ii) – noch einen weiteren geistigen Vorgang geben muss, dessen er sich bislang noch nicht bewusst geworden ist. Diese Vermutung ist nicht sinnlos, sondern zunehmend ungerechtfertigt; je mehr potentiell einschlägige Vorgänge Wittgenstein durchgeht, desto weniger ist

er zu der Vermutung berechtigt, dass es doch noch einen Vorgang der ihm vor-schwebenden Art gibt.

Triebe, misszuverstehen, können uns systematisch dazu bringen, entweder solch ungerechtfertigte Ideen – wie (i) bis (iii) – zu vertreten oder Schlussfolgerungen, die sinnlos sind (wie im thematisch verwandten Problem von PU 191-197, das ich andernorts analysiere).⁵ Auf beide Arten können sie uns dazu bringen, eine ganze Reihe von Scheinproblemen zu formulieren: Von einem solchen Trieb erfasst, können wir nicht umhin, alles im Lichte von Hintergrundannahmen zu interpretieren, derer wir uns nicht bewusst sind, z. B. im Lichte diverser Instanzen (I, I₁, etc.) des Schemas I. So springen wir systematisch von trivialen Annahmen und Beobachtungen – wie (1) bis (3) – zu Schlussfolgerungen, die uns bezwingend vorkommen, obwohl wir zu ihnen nicht berechtigt sind – wie (i) bis (iii) – oder wir ihnen nicht einmal eine hinreichend bestimmte Bedeutung verleihen können. Viele dieser ungerechtfertigten oder sinnlosen Schlussfolgerungen werden im Widerspruch zu bekannten Tatsachen zu stehen scheinen – wie (i) – oder sogar untereinander unvereinbar sein – wie (ii) und (iii). Wenn wir solche Schlussfolgerungen nicht so schnell verwerfen, wie Wittgenstein es tut, führen solch wirkliche und vermeintliche Konflikte zur expliziten Formulierung von Vereinbarungsproblemen, typischerweise vermittelt durch Fragen der Form „Wie kann es sein, dass p (wenngleich doch q)?“, wo p und q Annahmen sind, zwischen denen wir eine Spannung empfinden.

Wir können so auf zwei verschiedenen Wegen zu einem Scheinproblem gelangen, auf zwei verschiedenen Wegen, die zwei verschiedene Einstellungen zu den jeweiligen Streithähnen widerspiegeln: Wir können diese entweder explizit als von den Prämissen verschiedene Schlussfolgerungen vertreten, so wie Wittgenstein von (2) zu (ii) springt und (ii) dann explizit ausformuliert und (vorübergehend) vertritt. Oder wir können die Schlussfolgerungen unserer Gedankensprünge in deren Prämissen hineinlesen, so dass jene unausgesprochen bleiben, während diese als mit ihnen äquivalent interpretiert werden – so wie Wittgenstein implizit (3) mit (iii) gleichsetzt. Auf beiden Wegen gelangen wir zu Scheinproblemen: Zumindes eine der Annahmen p und q, die wir unter einen Hut kriegen wollen, ist die ungerechtfertigte oder sinnlose Konklusion eines Gedankensprunges, die wir trotzdem vertreten. Oder p und q sind trivial wahre Annahmen, zwischen denen nicht einmal der Anschein einer Spannung besteht, von denen wir aber zu ungerechtfertigten oder sinnlosen Konklusionen springen, die wir dann in jene Annahmen hineinlesen, und so den Eindruck einer Spannung kriegen, wo keine ist. So oder so ist es für uns vollkommen witzlos, uns den Kopf darüber zu zerbrechen, wie wir p mit q vereinbaren können.

Wittgenstein behandelt Scheinprobleme dieser Art: Vereinbarungsprobleme, die wir formulieren, wenn Triebe, das Arbeiten unserer Sprache misszuverstehen,

5 E. Fischer: „Philosophical Pictures“. In: *Synthese* 148, 2006, S. 469-501, hier S. 479-484.

uns zu ungerechtfertigten oder gar sinnlosen Schlussfolgerungen springen lassen, die im Widerspruch zu unseren Überzeugungen zu stehen scheinen. Solche Triebe – und damit letzten Endes die in die Sprache aufgenommenen Gleichnisse oder „philosophischen Bilder“, denen sie entspringen⁶ – bewirken auf diese Weise den Schein einer Spannung, „einen falschen Schein; der beunruhigt uns: ‚Es ist doch nicht *so!* – sagen wir. ‚Aber es muß doch *so sein!*‘“ (112). Soeben untersuchten wir das Problem zum plötzlichen Verstehen, das Wittgenstein in PU 151-153 entwickelt. In anderen Aufsätzen analysiere ich die Probleme, die Wittgenstein davor und danach behandelt, formuliert in PU 138-139 und PU 191-197,⁷ sowie das Hauptproblem des Bedeutungskapitels des *Big Typescript*⁸ und zeige, dass diese Probleme von der gleichen Art sind. Nur die sukzessive Einzelanalyse weiterer Probleme wird zeigen, in welchem Umfang die von Wittgenstein behandelten Probleme von dieser Art sind. Für unseren gegenwärtigen Zweck relevant ist, dass Wittgensteins Formulierung eines therapeutischen Zieles *zumindest* in dem Umfang sinnvoll ist, in dem er es mit solchen Problemen zu tun hat: (1.) *Ausschließlich* therapeutische Ziele (2.) *ausdrücklich* anzunehmen, ist – wie wir sehen werden – vollkommen vernünftig, wo ein Philosoph es mit (1.) *schlecht motivierten* Vereinbarungsproblemen zu tun hat, (2.) zu deren Formulierung ihn *kognitive Triebe* verleiten.

5. Wittgensteins therapeutische Wende

Eine übliche Reaktion auf solche Probleme ist die Formulierung einer philosophischen Theorie, die vereinbaren soll, was sich zu widersprechen scheint. Dieses Ziel steht am deutlichsten im Vordergrund, wo Philosophen die substantiellen Schlussfolgerungen, zu denen sie von trivialen Prämissen springen, explizit vertreten und als philosophische „Intuitionen“ ansehen, die „honoriert“ oder „berücksichtigt“ werden müssen. Vermutlich sind die meisten philosophischen Intuitionen, die keine rein sprachlichen Intuitionen sind, von dieser Art. Viele philosophische Theorien zu einem bestimmten Gegenstand oder Thema sollen ausdrücklich diejenigen diesbezüglichen philosophischen Intuitionen und ins Auge springenden Tatsachen miteinander vereinbaren, welchen die Theorie „Rechnung tragen“ soll (im englischen Jargon: These theories are to „accommodate“ the various facts and intuitions about the topic the theorist wants to „honour“). Im Falle

6 Fischer, *Philosophical Delusion*, a.a.O. (Anm. 4), Kap. 1.

7 E. Fischer: „A Cognitive Self-Therapy – PI 138-97“. In: E. Ammereller/E. Fischer (Hrsg.): *Wittgenstein at Work*, a.a.O. (Anm. 1), S. 86-126, hier S. 91-107, und Fischer, „Philosophical Pictures“, a.a.O. (Anm. 5), S. 474-488.

8 E. Fischer: „Therapie statt Theorie. Das *Big Typescript* als Schlüssel zu Wittgensteins später Philosophieauffassung“. In: S. Majetschak (Hrsg.): *Wittgensteins ‚große Maschinenschrift‘*. Frankfurt am Main: Lang 2006, S. 31-59, hier S. 37-49.

des Problems von PU 151-153 z. B. bestünde eine solche Reaktion in der Entwicklung einer „Theorie versteckter geistiger Vorgänge“, die das Problem mittels einer Erklärung lösen soll, wie es für einen Sprecher möglich ist zu vermelden, dass er etwas versteht – obwohl der Vorgang des Verstehens doch versteckt ist. Eine solche Theorie ähnelte in mancher Hinsicht der bekannten Theorie stillschweigenden semantischen Wissens („theory of tacit semantic knowledge“), die tatsächlich von Gareth Evans und anderen vorgeschlagen wurde.⁹

Wittgensteins erster entscheidender Schritt in Richtung eines radikal anderen Ansatzes besteht in der Suspension des Glaubens an seine Intuitionen: „ ‚Es muß sich doch so verhalten!‘ ist kein Satz der Philosophie“ (PU 599). Statt sich hastig zu bemühen, sie mittels der Konstruktion von Vereinbarungstheorien zu „honorieren“, betrachtet Wittgenstein seine Neigungen, dies oder das zu sagen und bezwingend zu finden, als nicht mehr und nicht weniger als – eben solche Neigungen oder Versuchungen:

Was wir in so einem Fall zu „sagen versucht sind“, ist natürlich nicht Philosophie, sondern es ist ihr Rohmaterial. Was also ein Mathematiker, z. B., über die Objektivität und Realität der mathematischen Tatsachen zu sagen geneigt ist [oder ein Sprachphilosoph über Verstehensvorgänge], ist nicht eine Philosophie der Mathematik [oder der Sprache], sondern etwas, was Philosophie zu *behandeln* hätte (PU 254a4-5).

Vor weiterer Untersuchung, was für ein Recht wir haben, das, was wir zu sagen geneigt sind, auch zu behaupten, ist es eine genuin offene Frage, in welchem Sinne dieses „Rohmaterial“ denn „behandelt“ werden sollte: ob wir es zu einer Theorie des Gegenstandes X *entwickeln* sollen, über den wir diese Dinge zu sagen geneigt sind (etwa eine Theorie des Verstehens), oder ob wir versuchen sollen, uns von einem Trieb zu *heilen*, Dinge zu sagen (und bezwingend zu finden), die ungerechtfertigt (und oft nicht einmal entfernt vernünftig) sind. Der nächste Satz macht klar, dass Wittgenstein auch an die zweite, oft vernachlässigte Alternative denkt: „Der Philosoph behandelt eine Frage; wie eine Krankheit“ (PU 255).

Diese abgeklärte Vorsicht macht es Wittgenstein möglich, sich nüchtern klar zu werden über den Gehalt der Dinge, die er zu sagen versucht ist, und über sein Recht, an ihre Wahrheit zu glauben: „Frag Dich doch“, fordert er sich selbst auf, „was *weißt* Du denn von diesen Sachen?“ (158a8). Aufrichtige Antworten auf diese prüfende Frage offenbaren systematischen Mangel an epistemischer Berechtigung, bisweilen sogar semantischer Bedeutung, und erlauben es Wittgenstein, die Probleme, die ihn zu konfrontieren schienen, auf ein „Mißdeuten unserer Sprachformen“ zurückzuführen (111a1). Ein Beispiel haben wir eben betrachtet: Die Fehlinterpretation von trivialen Prämissen verleitete Wittgenstein

9 G. Evans: „Semantic Theory and Tacit Knowledge“. In: S. Holtzman/C. Leich (Hrsg.): *Wittgenstein: To Follow a Rule*. London: Routledge 1981, S. 118-137; besprochen in Fischer, „Philosophical Pictures“, a.a.O. (Anm. 5), S. 495-498.

zur Formulierung des schlecht motivierten Vereinbarungsproblems von PU 151-153.

Wenn wir uns unvernünftigerweise den Kopf über ein solches Scheinproblem zerbrechen, gibt es nur eine vernünftige Alternative: Wir müssen uns dazu bringen, mit dem Quatsch aufzuhören. Weniger salopp formuliert: Wenn wir ein solches Scheinproblem bezwingend finden, sind wir hin- und hergerissen zwischen Annahmen, die sich zu widersprechen scheinen, uns aber gleichermaßen bezwingend vorkommen. Dieser Widerspruch beunruhigt uns und wir versuchen, den Widerspruch vermittelt einer Erklärung auszuräumen, die ihn als bloß scheinbar erweist. Doch wo wir einem der Streithähne keine Bedeutung zu verleihen vermögen oder weder zu diesen Annahmen noch zu der Vermutung, sie seien unvereinbar, berechtigt sind, da ist unsere Beunruhigung ebenso ungerechtfertigt wie die Suche nach einer solchen Erklärung. Eine Theorie, die nur um einer solchen Erklärung willen formuliert wird, ist in diesen Fällen vollkommen witzlos. Wo ein Vereinbarungsproblem bedeutungslos oder schlecht motiviert ist, sollten wir darauf nicht mit der Formulierung erklärender Theorien reagieren, sondern versuchen, uns (a) von dem ungerechtfertigten Gefühl intellektueller Beunruhigung zu befreien und ggf. (b) in den Stand versetzen, witzlose Erklärungsbemühungen aufzugeben, ohne unter dem ungerechtfertigten Eindruck eines ungeklärten Rätsels zu verbleiben.

Wittgenstein erklärt das erste dieser beiden Ziele zum alleinigen Ziel seiner philosophischen Bemühungen. In den *Untersuchungen* hält er sich bedeckt: „Wenn dies Buch [gemeint sind in dieser Bemerkung vom Frühherbst 1938 wohl die *Untersuchungen* in ihrer zu diesem Zeitpunkt dem Abschluss entgegen gehenden Frühfassung] geschrieben ist, wie es geschrieben sein sollte, so muß, was ich sage, alles leicht verständlich, ja trivial sein, schwer verständlich aber, warum ich es sage“ (MS 117: 140f.). Im früheren *Big Typescript* (aus dem Jahre 1933) spricht Wittgenstein hingegen Klartext. In seiner ausführlichsten Diskussion von Sinn und Zweck, Ansatz und Methode philosophischer Arbeit (BT 405-434) hebt er wieder und wieder die „Beunruhigung“ und „Unruhe“ hervor (BT 409, 415, 416, 421, 431), die in uns hervorgerufen werden durch „falsche Analogien“ (BT 409), „Unordnung in unseren Begriffen“ (BT 421), und „[Sprach-]Gebilde, mit denen wir nichts anzufangen [wissen] und die wir doch respektieren zu müssen“ glauben (BT 416). Das alleinige Ziel von Wittgensteins philosophischer Arbeit ist es erklärtermaßen, Beunruhigungen *dieser* Art zu beseitigen: „Wie ich Philosophie betreibe, ist es ihre ganze [!] Aufgabe, den Ausdruck so zu gestalten, daß gewisse Beunruhigungen verschwinden“ (BT 421).

Er will die „tiefe[n] Beunruhigungen“ zum Verschwinden bringe, die auf verschiedene Weise „durch ein Mißdeuten unserer Sprachformen entstehen“ (PU 111a1-2). Wie er gegen Ende seiner Arbeit an den *Untersuchungen* anmerkt, ist sein Hauptziel die Erreichung einer bestimmten Art von Gemütsruhe: „Friede in den Gedanken. Das ist das ersehnte Ziel dessen, der philosophiert“ (CV 50).

Fassen wir zusammen: (1.) Die Suspendierung seines Glaubens an die Dinge, die er in abstrakter Reflexion geneigt ist zu sagen und intuitiv bezwingend zu finden, versetzt Wittgenstein in die Lage, (2.) den systematischen Mangel an Rechtfertigung oder sogar sprachlicher Bedeutung dieser „Intuitionen“ festzustellen, und die „Probleme“, die sich aus deren wirklichem oder vermeintlichem Konflikt mit anderen Überzeugungen oder Tatsachen ergeben, als von kognitiven Trieben erzeugte Scheinprobleme zu konzeptualisieren. Wenn wir solche „Probleme“ bezwingend finden, können wir vernünftigerweise nicht mehr machen, als uns von (a) unseren ungerechtfertigten Gefühlen der Beunruhigung und (b) unserem Drang zu witzlosem Theoretisieren zu befreien. Dementsprechend (3.) macht sich Wittgenstein ausdrücklich das erste dieser Ziele zu eigen.

Das Verfolgen solcher Ziele ist für Bemühungen konstitutiv, die im wörtlichsten Sinne „therapeutisch“ sind. Philosophen denken oft, dass Therapie „im gewöhnlichen Sinne“ sich durch die Verwendung nicht-argumentativer Methoden von rationaler Diskussion unterscheiden muss.¹⁰ Dem ist nicht so. Sogar exemplarische Psychotherapien wie die Behandlung von Depressionen vermittelt kognitiver Therapie (Beck) und rational-erotiver Therapie (Ellis) beinhalten wesentlich den Einsatz von Argumenten und die Bewertung von Evidenz (etwa um festzustellen, ob der depressive Patient wirklich so vollkommen unfähig ist, wie er glaubt).¹¹ Therapie kann die Form eines Austausches von Argumenten und deren Analyse annehmen. Was einem Dialog den Charakter einer Therapie verleiht, sind nicht die (bloß vermeintlich nicht-argumentativen) Mittel und Methoden, die in ihm eingesetzt, sondern die Ziele, die mit ihm verfolgt werden – die Ziele, die oft sowieso das einzige sind, was verschiedenen Psychotherapien gemein ist: die Ziele (a) „lähmende, unglücklich machende oder beunruhigende Emotionen zu beseitigen“ („to remove disabling, distressing or disquieting emotions“) oder (b) „dysfunktionale Verhaltensmuster zu verändern“ („to modify dysfunctional behaviour“).

Diese häufig verwendeten Formulierungen müssen wir freilich in zweierlei Hinsicht präzisieren. Erstens ist es die Annahme eines oder beider dieser Ziele als *Hauptziel* der Bemühungen, die ein Gespräch zu einem therapeutischen Dialog macht: Erfolgreiche therapeutische Argumente werden schließlich substantielle Behauptungen stützen oder widerlegen (etwa zeigen, dass der Patient keineswegs so unfähig ist, wie er glaubt). Therapeutische und „kognitive“ Ziele schließen einander nicht aus, sondern sind hierarchisch geordnet. Im Gespräch mit seinem Patienten will der Therapeut Tatsachen nicht um ihrer selbst willen ermitteln, sondern um bestimmte therapeutische Ziele zu erreichen: Ein kognitiver Therapeut zeigt seinem Patienten etwa, dass dessen Wahrnehmung diverser Lebenssi-

¹⁰ Vgl. etwa O. Hanfling: „The Use of ‚Theory‘ in Philosophy“. In: E. Ammereller/E. Fischer (Hrsg.): *Wittgenstein at Work*. A.a.O. (Anm. 1), S. 183-200, hier S. 197.

¹¹ Vgl. J. Beck: *Cognitive Therapy: Basics and Beyond*. New York: Guilford Press 1995, und A. Ellis: *Reason and Emotion in Psychotherapy*, revised and updated. New York: Carol Publishing 1994.

tuationen verzerrt und die sich daraus ergebenden negativen Selbsteinschätzungen ungerechtfertigt sind, um die Verzweiflung zu lindern, die der Patient ob seiner vermeintlichen Wertlosigkeit verspürt. Zweitens werden nicht alle Gefühle und Verhaltensweisen, die lähmend, unangenehm oder dysfunktional sind, zum Gegenstand therapeutischer Bemühungen. Wenn ein Psychologe Feuerwehrleuten beibringt, wie sie Angst in Gefahrensituationen besser bewältigen können, oder einem trauernden Freund hilft, mit seinem Verlust umzugehen, so werden wir seine Bemühungen nur als „Therapie“ beschreiben, wenn zum Beispiel Schmerz und Trauer exzessiv und ungerechtfertigt sind, etwa wenn der Freund suizidal und der Überzeugung ist, dass sein Leben jetzt unwiderruflich jeglichen Sinnes entbehrt. Bei den Zielen, die für Therapie konstitutiv sind, handelt es sich, genauer gesagt, um die Beseitigung von

- (a*) lähmenden, unglücklich machenden oder beunruhigenden Gefühlen, die ungerechtfertigt sind, sowie von
- (b*) dysfunktionalen und unvernünftigen Verhaltensmustern.

Wie wir gesehen haben, macht sich Wittgenstein ein Ziel der ersten Art als leitendes – oder sogar alleiniges – Ziel seiner philosophischen Arbeit zu eigen, nämlich die Beseitigung ungerechtfertigter philosophischer Beunruhigung. Dies verleiht seinen philosophischen Bemühungen den Charakter einer *Therapie* im strengen wörtlichen Sinne des Wortes – und nicht bloß in irgendeinem schwammigen übertragenen Sinne. Entgegen einer der wenigen „herrschenden Meinungen“ der Wittgenstein-Forschung, einschließlich fast aller Interpretationen, die Wittgensteins Arbeit überhaupt als „therapeutisch“ charakterisieren, ist Wittgensteins philosophische Arbeit eine Art von Therapie ohne Anführungszeichen.¹²

Die für Therapie (ohne Anführungszeichen) konstitutiven Ziele hängen mit einem Gesundheitsideal zusammen, das zuerst in Platons *Politeia* entwickelt wurde (in Buch IV, kulminierend in Pol. 443c-444e): dem Ideal eines ausgeglich-

12 Sowohl die drei Standardkommentare zu den *Untersuchungen* (s. Anm. 3) als auch die derzeit meistdiskutierten „therapeutischen“ Interpretationen (von S. Cavell, J. McDowell, C. Diamond und J. Conant, versammelt in Crary/Read, *New Wittgenstein*, a.a.O. (Anm. 2)) nehmen das Ziel der Unruhebeseitigung nicht ernst und beschreiben Wittgensteins Arbeit als „therapeutisch“ in bloß übertragenem Sinne. Vgl. E. Fischer: „Wittgenstein's Non-Cognitivism – Explained and Vindicated“. In: *Synthese* 162, 2008, S. 53-84, hier: S. 78-89. Die einzigen solide ausgearbeiteten Ausnahmen sind die Interpretationen von B. A. Farrell und G. P. Baker, die Wittgenstein das Hauptziel der Beendigung von „conflict states known as philosophical puzzlement“ (B. Farrell: „An Appraisal of Therapeutic Positivism“. In: *Mind* 55, 1946, S. 25-48 u. 133-149, hier S. 146) bzw. „providing therapy for individuals' troubled states of mind“ (G. Baker: „Wittgenstein's Method and Psychoanalysis“. In: ders.: *Wittgenstein's Method*. Oxford: Blackwell 2004, S. 205-222, hier S. 217) zuschreiben. Der vorliegende Aufsatz erklärt, warum Wittgenstein dieses Ziel verfolgte und wo es sinnvoll ist.

nen, rationalen Handlungssubjekts, das seine Gefühle und sein Verhalten hinreichend gut kontrollieren kann, um wahrhaft autonom zu sein.¹³ Wir gelten desto mehr als therapiebedürftig und somit „krank“, je weniger wir diesem Ideal entsprechen. Dies geschieht z. B., wenn unsere Gefühle uns nicht nur punktuell überwältigen und dauerhaft davon abhalten, so im Einklang mit unseren wohlüberlegten Überzeugungen und Wünschen zu handeln, wie wir es täten, wenn wir nicht von unseren Gefühlen überwältigt wären. Auf eine durchaus andere Weise geschieht es auch, wenn kognitive Triebe uns nicht nur punktuell überwältigen und uns dazu bringen, dauerhaft ungerechtfertigte Ideen zu vertreten, die wir durchschauen könnten, und so zu ungerechtfertigter Unruhe und witzlosen Bemühungen Anlass geben, die wir nicht empfinden bzw. unternähmen, wenn wir nicht von diesen Trieben überwältigt wären.

In Verbindung mit diesem Ideal gibt uns die oben entwickelte Konzeption von Entstehung und Natur – einiger – philosophischer Probleme eine neuartige und scharf fokussierte Motivation für therapeutische Bemühungen in der Philosophie an die Hand. Diese Motivation ist grundlegend verschieden von der der pyrrhonischen Skepsis, dem ersten und wohl bekanntesten Modell für Therapie in der Philosophie, das bisweilen herangezogen wird, um Wittgensteins Vergleiche seiner Arbeit mit Therapie (PU 133d, 255 etc.) zu erläutern.¹⁴ Diese antiken Skeptiker versuchten erstens, einen permanenten Zustand der Aufhebung eigenen Urteils zu intellektuellen wie moralischen Fragen zu erreichen, und so zweitens Ataraxie oder „Seelenfrieden in den Dingen, die Meinungen betreffen, und Mäßigung in den Dingen, die das Leben aufbürdet“ (wie Sextus Empiricus es in den *Hypotyposes* I.25 formuliert), also eine Art von Gleichmut, die einen davon abhält, überhaupt irgendetwas allzu stark zu begehren oder zu scheuen (ebd., I.28).¹⁵ Das Ziel ist es, dem Wüten aller Leidenschaften, intellektueller oder anderer Art, ein Ende zu setzen. Dieses Ziel geht weit hinaus über die Überwindung philosophischer Beunruhigung und des Strebens nach theoretischen Lösungen für philosophische Probleme; diese therapeutische Aufgabe stellt sich unabhängig von solchen Problemen.

Im Gegensatz zur pyrrhonischen Praxis suspendiert Wittgenstein sein Urteil nur vorübergehend und nur bei ganz bestimmten Dingen, nämlich zu den „Intuitionen“, die ihm in abstrakter Reflexion spontan einleuchten, und nur so lange, bis er nüchtern seine Berechtigung zu diesen Annahmen geprüft hat. Dann erlaubt er sich sehr wohl ein Urteil, verwirft diese „Intuitionen“ nämlich als ungerechtfertigt, und führt sie zurück auf Triebe, das Arbeiten unserer Sprache miss-

13 Platon: *Politeia*, übers. von F. Schleiermacher, hg. von W. Otto/E. Grassi/G. Plamböck. Hamburg: Meiner 1986.

14 Vgl. R. Fogelin: *Wittgenstein*. London: Routledge 1987, S. 234, und B. Plant: „The End(s) of Philosophy: Rhetoric, Therapy and Wittgenstein's Pyrrhonism“. In: *Philosophical Investigations* 27, 2004, S. 222-254, hier S. 254.

15 Sextus Empiricus: *Outlines of Pyrrhonism*, hg. von R. G. Bury. Cambridge, Mass.: Harvard University Press 1933.

zuverstehen. Und im Gegensatz zu Sextus Empiricus verfolgt er dabei nicht das allgemeine Ziel, dem Wüten aller Leidenschaften ein Ende zu setzen, sondern das sehr spezifische Ziel, sich von ungerechtfertigter intellektueller Unruhe frei zu machen, die ihn in abstrakter Reflexion befällt, sobald ihn kognitive Triebe überwältigen und ihm philosophische Probleme vorspiegeln, wo keine sind; diese therapeutische Aufgabe stellt sich nur, wo wir philosophischen Problemen gegenüber zu stehen scheinen.

Die Bemühungen des Sextus Empiricus gelten der Erreichung eines umfassenden neuen Gemütszustandes samt dazugehörigem Verhaltensmuster. Insofern lassen sie sich den Psychotherapien zuordnen, denen es um die Überwindung umfassender emotionaler Zustände (wie depressiver Lethargie, manischer Euphorie oder Angst) und Verhaltensmuster (wie zwanghaftem, desorganisiertem oder katonischem Verhalten) geht. Der wichtigste Unterschied besteht vielleicht darin, dass heutige Psychotherapeuten Emotionen und Verhalten „normalisieren“ wollen, während die pyrrhonischen Skeptiker einen Normal- zugunsten eines Idealzustandes zu überwinden trachten. So setzt der antike Skeptiker rationale Argumente als Mittel zur Erreichung eines umfassenden psychotherapeutischen Zieles ein, das sich unabhängig von philosophischen Problemen ergibt. Im Gegensatz zu solch „philosophischer Psychotherapie“ ist Wittgenstein Vorreiter eines therapeutischen Projekts, dem es um ein vollständig anderes, sehr viel spezifischeres und spezifisch philosophisches Phänomen geht: um eine Art von ungerechtfertigter intellektueller Unruhe und witzlose theoretische Bemühungen, zu denen philosophische Probleme (einer bestimmten Art) Anlass geben. Auch wenn seine Bemühungen im wörtlichen – und nicht bloß in irgendeinem übertragenen – Sinne therapeutisch sind, ist es daher nützlicher, seine Bemühungen als Modell einer Therapie *sui generis* anzusehen: als das erste Modell genuin *philosophischer* Therapie bzw. als erstes Beispiel für „therapeutische Philosophie“ – im Gegensatz zu „philosophischer Therapie“.

6. Des Rätsels Lösung

Eingangs stellten wir uns die Frage: Warum ist es für Wittgenstein sinnvoll, sich (1.) *ausschließlich* und (2.) *ausdrücklich* ein therapeutisches Ziel zu setzen, nämlich die Beseitigung philosophischer Beunruhigung? Wir können nun antworten: Die philosophischen Probleme, die Wittgenstein beunruhigen, sind schlecht motivierte Vereinbarungsprobleme: Scheinprobleme, deren Bearbeitung witzlos ist. In diesem Sinne konfrontieren ihn keine philosophischen Probleme, die es zu lösen gälte. Wer von kognitiven Trieben dazu gebracht wird, ein solches Scheinproblem beunruhigend zu finden und Anstrengungen zu seiner Lösung zu unternehmen, der steht zwar keinem philosophischen Problem gegenüber, hat jedoch tatsächlich Probleme einer anderen Art: Er leidet tatsächlich an ungerechtfertig-

ten Gefühlen der Beunruhigung und unternimmt tatsächlich witzlose Bemühungen, die er unterließe, wenn er nicht jene kognitiven Triebe hätte. Ohne mit einem der von Psychologen behandelten Probleme identisch zu sein, ähneln diese Gefühle und Bemühungen dem, was Psychologen als „emotionale Probleme“ und als „Verhaltensprobleme“ bezeichnen: Emotionale Probleme bestehen in ungerechtfertigten, aber starken Gefühlen, die das Subjekt lähmen, unglücklich machen oder beunruhigen. Verhaltensprobleme bestehen in unvernünftigem und dysfunktionalem Verhalten, das das Subjekt nicht an den Tag legen würde, wenn es nicht die betreffende Störung hätte. Die Lösung solcher Probleme besteht darin, das Subjekt von den betreffenden Gefühlen und Verhaltensmustern zu befreien. Wo intellektuelle Probleme, die einen umtreiben, bloße Scheinprobleme sind, verbleiben solche emotionalen und Verhaltensprobleme als die einzigen echten Probleme, die es tatsächlich zu lösen gilt. Das einzige Ziel, das dann der Verfolgung wert ist, ist das therapeutische Ziel, *diese* Probleme zu lösen.

Dementsprechend setzt Wittgenstein die Probleme, die er – im Gegensatz zu den bloßen Scheinproblemen – lösen will, mit Gefühlen intellektueller Unruhe gleich: Die von ihm behandelten Probleme *bestehen in* der Beunruhigung bestimmter Individuen: „Die Probleme, die durch ein Mißdeuten unserer Sprachformen entstehen [...] sind (!) tiefe Beunruhigungen“ (PU 111a1-2). Genauer gesagt: „Was wir [Autorenplural: ich] ‚philosophische Probleme‘ nennen, sind besondere individuelle Beunruhigungen“ (MS 115: 35). Die „philosophischen Probleme“, die er lösen will und behandelt, sind emotionale Probleme – und nicht die Scheinprobleme, deren Einbildung diese emotionalen Probleme verursacht. Nun sind uns in der Regel bestimmte emotionale Probleme wichtiger als andere: nämlich unsere eigenen. So motiviert die Konzeptualisierung bestimmter philosophischer Probleme als Scheinprobleme nicht nur die Annahme neuer, therapeutischer Ziele, sondern auch die Neuausrichtung philosophischer Arbeit auf neue Adressaten: Ohne sie notwendig zu machen, motiviert sie die Hinwendung des Philosophen zu sich selbst: „Der Philosoph ist der, der in sich (!) viele Krankheiten des Verstandes heilen muß“ (CV 50). Wie wir oben (in Abschnitt 3) gesehen haben, versucht Wittgenstein just dies: Er versucht, die kognitiven Triebe zu identifizieren (und zu schwächen), die ihn selbst von trivialen Prämissen zu paradoxen Schlussfolgerungen springen lassen, deren Konflikt mit Notionen des gesunden Menschenverstandes, oder miteinander, ihn beunruhigt. Zumindest in den von uns analysierten Passagen praktiziert Wittgenstein Philosophie als Selbst-Therapie. Diese Hinwendung zu sich selbst erklärt wohl, warum Wittgenstein nur eines von zwei potentiell einschlägigen therapeutischen Zielen verfolgt: warum er lediglich (a) Gefühlen der Beunruhigung und nicht auch (b) witzlosem Theoretisieren ein Ende zu bereiten versucht, obwohl letzteres unter (akademischen) Philosophen verbreiteter sein dürfte. Denn Wittgensteins Suspendierung seines Glaubens an die Dinge, die er geneigt ist zu sagen und intuitiv bezwingend zu finden, bewahrt ihn vor der Formulierung philosophischer Theorien zur Lösung der von diesen Konklusionen aufgeworfenen Scheinprobleme. Doch dieser

Akt der Selbstdisziplin bewahrt ihn nicht vor Gefühlen der Beunruhigung. (Wenn mir, entgegen abweichender Erinnerung, der Gedanke „Ich hab' doch den Herd angelassen!“ bezwingend vorkommt, kann ich mich entschließen, dennoch nicht nach Hause zu gehen, werde deshalb aber nicht plötzlich aufhören, beunruhigt zu sein.) Im Gegensatz zu weniger vorsichtigen Denkern hat Wittgenstein keine „Verhaltensprobleme“, wohl aber „emotionale Probleme“. Und er behandelt allein die Probleme, die er selbst hat.

Wo kognitive Triebe uns zu den für ein Scheinproblem konstitutiven Annahmen führen, kann uns das „Problem“ auch dann noch beunruhigen, wenn wir es durch Widerlegung dieser Annahmen aufgelöst bzw. als Scheinproblem entlarvt haben. Denn solche Triebe sind a-rational (s. Abschnitt 2): Die Konklusionen, zu denen sie uns springen lassen, kommen uns intuitiv bezwingend vor, gleichgültig, ob wir zu ihnen berechtigt sind – und eventuell sogar im Angesicht ihrer Widerlegung. Dies illustriert das Problem von PU 151-153. Auf den ersten Blick könnte man meinen, dass Wittgensteins „Wirrarr“ beseitigt werden kann schlicht durch Widerlegung der problemkonstitutiven Annahme, dass für plötzliches Verstehen einer Zahlenreihe ein bewusster innerer Vorgang wesentlich ist. Diese Idee kann dadurch widerlegt werden, dass man nachschaut, welcher Vorgänge wir uns in solchen Fällen bewusst werden, und sich fragt, ob ein solcher Vorgang sich auch ereignen könnte, wenn jemand nicht versteht. Diese Übung zeigt uns, dass kein bewusster Vorgang für solches Verstehen wesentlich ist. Doch dieses Ergebnis führt Wittgenstein nicht etwa aus dem Problem heraus, sondern in es hinein: Er springt von diesem Befund – (2) – zur Konklusion – (ii) –, dass der bewusste Vorgang, der für das Verstehen wesentlich ist, versteckt sein muss. Der I-Trieb überwältigt ihn: Er lässt Wittgenstein an einer Idee festhalten, die er gemäß den Maßstäben des gesunden Menschenverstandes, die er ausdrücklich akzeptiert, widerlegt hat. Um sich von der Beunruhigung zu befreien, die der Konflikt dieser Schlussfolgerung mit einer anderen in ihm hervorruft, muss Wittgenstein mehr tun, als diese Schlussfolgerungen und die Ideen, die ihn zu ihnen führen, zu widerlegen. Das therapeutische Ziel wird nicht automatisch durch Auflösung bzw. Entlarvung des „Problems“ als Scheinproblem erreicht. Es tritt zu solcher Problemauflösung hinzu und muss ausdrücklich ausgewiesen werden.

Kurz und gut: Es ist für Wittgenstein sinnvoll, sich ein *ausschließlich* therapeutisches Ziel zu setzen, weil die philosophischen „Probleme“, die ihn beunruhigen, bloße Scheinprobleme sind. Das einzige Problem, das er tatsächlich hat, ist das emotionale Problem, das in seiner Beunruhigung besteht. Und er muss das therapeutische Ziel, *dieses* Problem zu lösen, *ausdrücklich* ausweisen, weil ihm die Scheinprobleme von kognitiven Trieben vorgegaukelt werden, die sie ihm selbst dann bezwingend und beunruhigend vorkommen lassen, wenn er das „Problem“ aufgelöst hat. Allgemeiner: Wo uns kognitive Triebe philosophische Scheinpro-

bleme formulieren lassen, ist die ausdrückliche Annahme ausschließlich therapeutischer Ziele für philosophische Arbeit angemessen und sinnvoll.¹⁶

¹⁶ Dies wirft neue Fragen auf: Mit was für (rationalen) Methoden lässt sich von kognitiven Trieben gespeiste philosophische Beunruhigung beseitigen, wenn diese gegen „direkte“ Widerlegungen immun ist? Und warum sollte ihre Beseitigung eine philosophisch relevante – statt bloß: eine für (einige) Philosophen persönlich relevante – Aufgabe sein? Diesen Frage gehe ich nach in Fischer, „Wittgenstein's Non-Cognitivism“, Abschn. 6-9, sowie Fischer, *Philosophical Delusion*, a.a.O. (Anm. 4), Kap. 8-12.